

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Schillers Berufung nach Jena
Autor: Andreas, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHILLERS BERUFUNG NACH JENA

VON WILLY ANDREAS

In die Jubiläumstimmung des Schillergedenkjahres fügt sich die von mir zu erzählende Berufung des jungen, damals erst neunundzwanzigjährigen Dichters nach Jena nicht gerade als ein Prunkstück ein, das festlichen Glanz ausstrahlt. Nein, weder vom biographischen Gesichtspunkt — also von Schillers Leben her — noch im Hinblick auf Goethe und das klassische Weimar war die Bedeutung des Ereignisses auch nur entfernt zu ahnen.

Wie sich die Berufung, als sie erging, für Schiller selber, wie sie sich fürs geistige Leben der Universität Jena und darüber hinaus auswirken würde, war nicht auszumachen. Jedenfalls, schon die Vorgeschichte dazu hatte unter keinem allzu günstigen Stern gestanden. — Während seinem langen, unmittelbar vorausgegangenen Weimarer Aufenthalt hatte Schiller zwar bei Herder verständnisvollen Widerhall gefunden. Wieland allerdings, immer noch einflußreich, liebenswürdig und auch in diesem Fall aufgeschlossen, hatte sich nicht sehr einsatzfreudig gezeigt, als er wahrnahm, daß die Herzogin Anna Amalia an den Manieren des Dichters, der etwas zu betont unhöfisch auftrat, Anstoß nahm.

Herzog Carl August aber war infolge seiner politischen und militärischen Verpflichtungen nun schon seit längerem außer Landes. Vor vier Jahren hatte er in seinem Darmstädter Verwandtenkreis Schiller, als dieser den ersten Akt des Don Carlos vorlas, freundlich behandelt und ihm alsbald den Titel eines Weimarschen Rates erteilt, was eine gewisse Förderung bedeutete und Schillers Ansehen nach außen hin hob. Eine Heranziehung jedoch an den Weimarer Musenhof, wie sie der Dichter wünschte, war nicht erfolgt. — Goethe aber, von dessen Verhalten so viel für sein künftiges Leben abhing, weilte noch in Italien, als Schiller seine Beziehungen zur Weimarer Gesellschaft und zum Hause der Frau von Lengefeld in Bauernbach aufnahm. Die schöngeistige Damenwelt der neuen Umgebung konnte dem Ungeduldigen die lange Abwesenheit Goethes, der wie eine geheimnisvolle Gottheit in der Ferne schwebte, nicht ersetzen.

Wunderlich sind oft die Wege der Geschichte und seltsam verschlingen sich die Einzelschicksale großer Menschen. Denn nicht von dem späteren Freunde, nicht von Goethe ging die erste Anregung aus, Schiller zu gewinnen. Anfang September (1788) waren sie zwar einander im Lengefeldschen Hause begegnet. Goethe hatte dabei die Gesellschaft durch seine Reiseschilderungen bezaubert und sich wenig um Schiller

gekümmert. Dies war kein günstiger Ausgangspunkt für die von Schiller heißgewünschte geistige Annäherung an den großen Mann, dessen Namen er während des Italiaufenthalts in Weimar mit einer Art Anbetung nennen hörte. Selbst ein so schwieriger Mensch wie Herder, seit einiger Zeit Goethe neu verbunden, hatte in Tönen höchster Verehrung von ihm gesprochen. Durch Schillers Egmont-Rezension in der Jenaer Literaturzeitung wurde eine freundlichere Gestaltung ihrer Beziehungen zwar nicht in Frage gestellt, aber auch nicht besonders gefördert. Goethe blieb gelassen und machte sogar Carl August darauf aufmerksam: der sittliche Teil des Stückes sei darin gar gut zergliedert; was den poetischen Teil betreffe, «möchte Rezensent Anderen noch einiges zurückgelassen haben»! Der Nachsatz klingt fast ein wenig verschnupft! — Zu Anfang Winter erschien die «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande», dieses groß empfundene, von echtem Freiheitssinn durchwaltete Fragment einer Historiographie von dichterischer Seherkraft, künstlerischer Gestaltung und beherrschter Quellenkenntnis. Erst das allzu klügelnde Fachspezialistentum eines späteren Geschlechts bildete sich ein, es geringer einschätzen zu dürfen. Bei seinem Erscheinen machte es, wie der Autor es vorhersagt, stärksten Eindruck, und knapp innerhalb eines Monats brachte diese historische Erstlingsarbeit ihrem Verfasser eine Professur ein.

In Jena hatte Johann Gottfried Eichhorn, der zugleich über orientalische Sprachen und Geschichte gelesen hatte, eine Berufung nach Göttingen angenommen und Ersatz stand nur für die linguistisch-orientalische Seite seines Lehrauftrags in Aussicht. Da suchte der vielseitig gebildete Regierungsrat Voigt, Goethes rechte Hand und Vertreter in der Universitätsverwaltung, Schiller auf und fand ihn grundsätzlich geneigt, den anderen Teil von Eichhorns Lehramt zu übernehmen. Schiller erklärte sich sogar bereit, vorerst das Extraordinariat ohne Gehalt zu versehen. Darauf trat Goethe, als sich in Gotha Gelegenheit dazu ergab, von akademischen Angelegenheiten zu sprechen, an den dort anwesenden Carl August heran, ebenso an Herzog Ernst von Gotha und dessen Hauptberater Herrn von Frankenstein, die als Nutritoren, das heißt als Miterhalter der gemeinsamen thüringischen Universität mitzusprechen hatten. Sie erteilten ihre Zustimmung, zumal diese Akquisition, heißt es in Goethes Promemoria (9. September 1788) ans Geheime Konsilium, ohne Aufwand zu machen sei. Auf Carl Augusts Befehl leitete Goethe, damals eine Art Kultusminister, die Sache ans Geheime Rats Kollegium weiter und empfahl Beschleunigung, damit vorhergedachter Rat Schiller noch vor Ostern seine Anstalten treffen und sich als Magister qualifizieren könne. Was Goethe den Geheimen Räten zur Kennzeichnung des zu ernennenden Professors in dem gleichen Gehorsamsten Promemoria vorbrachte, fiel aus dem üblichen Amtsstil nicht heraus. «Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft

geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.»

Wenige Tage später hatte Schiller ein entsprechendes Reskript in Händen. Als er dem Herrn Geheimrat von Goethe eine Visite abstattete und Zweifel äußerte, ob seine Vorbildung für die Anforderungen einer Professur ausreiche, sprach ihm dieser durch den bekannten lateinischen Spruch, im Lehren lerne man, Mut zu. Eine reichlich trockene Ermunterung! Von anderer Seite wurde jedoch Schiller eine Äußerung Goethes berichtet, er sei gerne tätig gewesen, wo er glaubte, zu seinem Glück beitragen zu können. Indessen, man versteht, daß Goethe bei aller Bewunderung, die Schiller für ihn hatte, ihm auch diesmal nicht nahe kam — ein Umstand, der in der nächsten Zeit Schillers Verhalten ihm gegenüber bestimmte und sein Urteil bis zur Leidenschaftlichkeit hat einseitig werden lassen. Jener erschien ihm göttergleich, aber kalt, selbstsüchtig, ohne wärmeren Anteil an anderen, wenn auch fähig ihnen viel zu geben, auch nicht eigentlich imstande, von ihnen zu *nehmen*, daher wenig glücklich und im Grunde einsam; begreiflich, daß er von Weimar wieder fort wolle und sich nach Italien zurücksehne! So deutete der eine geniale Dichter das Wesen des anderen, der Herzog Carl August in der Schillerschen Sache beriet.

Schiller hatte Augenblicke, wo er den ganzen Handel, obwohl schon alles festgelegt war, am liebsten rückgängig gemacht hätte. In der anderen Waagschale lag das Bedenken, seine Freiheit aufzugeben, die Notwendigkeit, sich mühselig in ein weitschichtiges Fach einzuarbeiten und die Zurückstellung poetischer Pläne. Zunächst schien Körner, der Dresdener Freund, recht zu haben, wenn er sagte, nicht Schiller sei der Gewinnende, sondern umgekehrt Jena, wozu noch kam, daß die Professur unbesoldet war und ihrem Inhaber nur die Kollegienelder einbrachte. Nicht zu vergessen, daß keineswegs alle Wissenszweige in Jena glänzend besetzt waren und daß die Universitäten zu dieser Zeit überhaupt noch einen ziemlich schulmäßigen Anstrich hatten. Die Professoren aber genossen längst nicht das soziale Ansehen wie etwa später nach der großen Humboldtschen Hochschulreform in Preußen, durch die sie zu hervorragenden Repräsentanten des wissenschaftlichen Lebens, nun sogar für die ganze Nation erhoben wurden. — Schließlich aber gewannen trotz allem die für ein Ja sprechenden Argumente die Oberhand. Denn immerhin war es der erste, wenn auch dürftige Ansatz zu einer Versorgung und der Ruf mochte als Auszeichnung doppelt ehrenvoll erscheinen, da er im Namen eines Landesherrn vom geistigen Rang Carl Augusts und eines Kultusministers wie Goethe erging. Einige Tapferkeit gehörte allerdings dazu, ihm zu folgen, und Schiller besaß sie.

Am 11. Mai (1789) zog Schiller in Jena ein, am 26. und 27. bestand er, wie er den Freunden in Rudolstadt und Dresden meldete, rühmlich und tapfer sein erstes Abenteuer auf dem Katheder. Über fünfhundert Stu-

dentem, mehr als die Hälfte der Gesamtheit, begehrten Einlaß zu seiner Antrittsvorlesung, so daß er in das größte Auditorium umziehen mußte. Auch das war rasch überfüllt. Auf den Gängen, noch sogar im Hof vor den geöffneten Fenstern standen die Hörer dicht, Kopf an Kopf. Schiller, zunächst noch etwas aufgereggt und seiner Stimme nicht ganz mächtig, hatte bald Sicherheit gewonnen. — Für die kleine Hochschule wurde diese erste Vorlesung des vielumstrittenen Dichters der Räuber eines der bedeutendsten Ereignisse ihrer Geschichte, für die akademische Jugend, die mit donnernden Vivats und Nachtmusik dankte, eine Sensation, für die Späteren eine Quelle immer neuen Nachdenkens. Wieland würdigte sie des Abdrucks in seinem «Merkur». Bald erschien sie auch in erweiterter Form als besondere Schrift unter dem Titel: «Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?»

Was bewegte an Schillers Ausführungen die Hörer so mächtig? — Einmal war es gewiß die idealistische Aufklärungsstimmung, die seine Geschichtsbetrachtung beseelte; die Überzeugung, daß unser menschliches Jahrhundert — so sagte er — eine Frucht vorausgegangener Zeiten, ihrer Kämpfe, Unruhen und Irrwege sei! Ferner: daß eben dieses 18. Jahrhundert selber Vernunft und edler Menschlichkeit Bahn brechen werde, der Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit! — Ein optimistischer Fortschrittsglaube, der für die Zeitgenossen, am meisten natürlich für die Jugend, noch seine volle zündende Kraft besaß.

Nachhaltiger, bleibender ist ein anderer Gedankengang der Antrittsrede geblieben. Die darin gemachte denkwürdige Unterscheidung zwischen Brotgelehrtem und philosophischem Kopf wurde von einer Generation zur anderen weitergegeben. Und nicht bloß um ihrer glänzenden Formulierung willen! Ihr Wahrheitsgehalt mutet uns heute sogar geradezu gegenwartsnah an und hat eine beherzigenswerte Aktualität gewonnen, die freilich nicht ohne schmerzlichen Beigeschmack ist. Unter dem, was Schiller einen philosophischen Kopf nennt, versteht er einen jungen Menschen, der sich nicht mit begrenztem Berufswissen begnügt, da es ja immer nur Stückwerk bleiben muß. Er geht vielmehr den Zusammenhängen und dem Ineinandergreifen der geistigen Welt nach und richtet sein Augenmerk darauf, das aufgenommene Wissen zu vervollkommen, es in einen inneren Besitz zu verwandeln. Vor allem: sein Enthusiasmus gilt der Erkenntnis der Wahrheit. Dies ist der letzte Sinn des Studiums! Schiller erteilt somit dem öden Spezialistentum, aller dünnen Fach- und Zweckgelehrsamkeit eine Absage in schärfster Form.

Ein Mahner und Warner für alle Zeiten, und nicht nur deshalb, weil es unvermeidlicherweise immer Brotgelehrte und philosophische Köpfe geben wird, sondern weil unsere akademische Welt die von Schiller geforderte Besinnung nötiger hat denn je! Ist doch die Gefahr, daß der Typus des sogenannten Brotstudenten vorherrschend wird, weit größer als im bildungseifrigen, kulturgesättigten und auf neue geistige Eroberungen

rungen begierigen 19. Jahrhundert! Allgemeine Zeit- und Gesellschaftsverlagerungen wie die früh schon einsetzende Verbeamtung der geistigen Berufe, einschließlich der Hochschullehrer, vor allem aber die Zunahme der Existenznöte nach zwei verlorenen Weltkriegen, Verarmung, Sturz und Versinken ganzer einstmals tragender Bildungsschichten samt ihrer Bücher- und Wissenschaftsfreudigkeit. Nicht zu vergessen die Vermassungserscheinungen des 20. Jahrhunderts mit ihren unglücklichen Folgen für unsere Hochschulen, ich meine ihrer Überflutung durch gewaltig anschwellende Hörerscharen, ihrer Raumnot und der erschwerten, ja schier unmöglichen Erfassung, Beratung und Durchbildung des Einzelnen. So versteht man den Wunsch der jungen Akademiker und die Notwendigkeit, so bald wie möglich Berufs- und äußere Daseinssicherung zu erlangen. Es sind Dinge, die den Aspekt unseres Studententums bedenklich verändern: allen edleren und freieren Regungen in der Jugend und allen Gegenbemühungen der Hochschulen zum Trotz.

Der hastig von einem Kolleg zum anderen eilende Student, der ums Sammeln von Seminarscheinen bemühte, vielleicht sogar nur bei seinen künftigen Examinatoren hörende Bruder Studio, der rasch fertig werden will und oft genug es auch muß, ist uns eine nur zu vertraute Erscheinung. — Genug von diesen beklemmenden Gegenwartssymptomen, über die wir nicht vergessen dürfen, daß neben dem mittelmäßigen Durchschnitt im stillen oft ein philosophischer Kopf heranwächst, dessen Vorhandensein und Zukunftsbedeutung Dutzende von Brotgelehrten aufwiegt.

Zurück zu Schiller! Nach dem durchschlagenden Erfolg seiner Antrittsvorlesung war er froher Stimmung. Er genoß es, «zu einem Ganzen zu gehören». Mochten auch einige seiner Kollegen Neidgefühle hegen, bei anderen fand er Anregung und Verständnis, so bei dem Theologen Grisebach, dem Kantianer Reinhold, dem Orientalisten Paulus, einem Haupte der aufgeklärten Theologie, dem Philologen Schütz und dem für die neuen französischen Ideen aufgeschlossenen Juristen Hufeland.

Freilich schon zu Beginn des Wintersemesters 1789 auf 1790 riefen ärgerliche akademische Erfahrungen einen Stimmungsumschwung hervor und trübten dadurch auch Schillers dreißigsten Geburtstag. Nur in Kürze sei davon die Rede! Erquicklich ist das Intermezzo ja nicht! — Aber ganz daran vorübergehen möchte man auch nicht. Denn das akademische Leben hat nun einmal seine Niederungen.

Es entbehrt nicht der Komik, daß das Erscheinen der Antrittsrede dem Neuberufenen Feindseligkeit und Vorwürfe eintrug. Was war die Ursache dazu? In aller Unschuld hatte er sich darin als Professor der Geschichte bezeichnet, weil er ja auf Grund seiner Berufung Geschichte zu lehren hatte und daher glaubte, diesen Titel führen zu dürfen. Daß er darüber mit einem anderen Herrn, der die Nominalprofessur für Geschichte innehatte, in eine Kollision geraten könne, war ihm nicht in den

Sinn gekommen. Aber der Einspruch erfolgte tatsächlich, und formell bestand er sogar zu Recht. Schiller mußte sich also, wie es ihm zukam, in einen Professor der Philosophie verwandeln.

In dem Augenblick, als Schiller von jenem wieder gutzumachenden Formfehler Kenntnis erhielt, ahnte er nicht, in welcher gehässiger Weise schon zuvor im Gremium der hohen Philosophischen Fakultät über ihn gesprochen worden war. Es war dies geschehen, als man über seine Eingabe um Verleihung der Magisterwürde verhandelte, die im Falle von Ungraduerten den Neuberufenen erteilt zu werden pflegte und dann auch Schiller zuerkannt wurde. Bei dieser Gelegenheit nannte ihn einer der illustren Herren den Signore Schiller und redete von Anmaßung. Es war der Professor für Moral und Politik Ulrich, der sich in dieser üblen Weise ausließ, ein streitsüchtiger Herr, dessen Vorlesungen mit Sticheleien gegen erfolgreiche jüngere Kollegen gewürzt waren. In diesem Fall handelte Ulrich zweifellos auch als Sprachrohr des Herrn Professor Heinrich, Schillers eigentlichen Gegners. — Christian Gottlob Heinrich war jener schon erwähnte amtliche Vertreter der Geschichtswissenschaft, Professor Historiarum, Verfasser einer vielbändigen «Teutschen Reichsgeschichte» — nicht mehr als ein bienenfleißiger Kompilator, der später gänzlich und mit Recht in Vergessenheit geraten ist. Zu seiner Charakterisierung sei nur erwähnt, daß der preußische Universitätsbereiser Gedicke von Heinrich berichtet, sein kalter, eintöniger Vortrag gewinne nicht die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer. Ernst Moritz Arndt nennt ihn sogar «trocken wie die Wüste». Auch aus der akademischen Jugend von damals liegt eine markante Äußerung vor. Mit erfrischender Offenheit meint nämlich ein Student namens Lautz, er wünschte, Herrn Hofrat Heinrichs Vorlesung über allgemeine Weltgeschichte nicht gehört zu haben und lieber das dafür eingezahlte Geld zurückzuerhalten, da er das Vorgetragene schon von der Schule her wisse. Ein junger Mann also, dem es anscheinend auch an Selbstgefühl nicht fehlte!

Man freut sich nachträglich für Schiller, daß ihm dieses Vorspiel aus den internen Fakultätsberatungen nicht zu Ohren gekommen ist. Aber man bedauert, daß er nicht rechtzeitig genug oder überhaupt nicht über die richtige, ihm zukommende Titulatur orientiert wurde. Denn eben, als nun zu Beginn des Wintersemesters 1789/90 die berühmte Antrittsrede bei der akademischen Buchhandlung zu Jena im Druck erschien, prangte in aller Unschuld unter dem Namen des Verfassers die Bezeichnung *Professor der Geschichte in Jena*, worüber nun wieder die Fakultät in Aufregung geriet. Man ließ sogar durch den Universitätsdiener das verurteilte Titelblatt mit dem Federmesser von der Tür der Buchhandlung ablösen, und man kann sich vorstellen, wie nun das Corpus delicti, als es bei den Herren Fakultätsmitgliedern in Umlauf gesetzt wurde, eine Flut von Nörgeleien, von pedantischen und weitschweifigen Beanstandungen entfesselte, so daß schließlich ein verständiger Mann, der Alt-

philologe Schütz, Herausgeber der Allgemeinen Literatur-Zeitung, seine Kollegen davor warnte, in «Mikrologie» zu verfallen. — Es siegte dann zuletzt auch nicht die mit einem so köstlichen Fremdwort gekennzeichnete Kleinlichkeit der Gesinnung. — Auf Anraten nämlich des Theologen Paulus, der Landsmann und Freund des Verlästerten war, ließ man Schiller durch den Senior der Theologischen Fakultät, Professor Grisebach, in freundlicher Form auf sein Versehen hinweisen — worauf dieser eine entsprechende Erklärung abgab: er habe sich des Titels Professor der Geschichte nur aus Unwissenheit bedient und versprach, er werde sich bei kommenden Veröffentlichungen der ihm zukommenden Bezeichnung «Professor der Weltweisheit» bedienen.

Nach Beendigung des leidigen Streits blieb Schiller zwar noch ein etwas bitterer Nachgeschmack zurück. Er empfand das Verhalten der Fakultät und das seines Spezialkollegen Heinrich als Schikane, kam aber doch allmählich über seinen Ärger hinweg und schlug im Umgang mit seinen Freunden in Jena bald festere Wurzeln.

Die Eheschließung mit Charlotte von Lengefeld (Februar 1790) schenkte ihm das Glück einer eigenen Häuslichkeit. Kurz darauf, nur drei Monate später und noch im selben Jahr findet Schiller, der als erster die Reihe ganz großer Namen der Universität eröffnet, in einem Brief an seinen Schwager Reinwald sogar das Wort: «*Zum akademischen Leben ist Jena der beste Ort!*»

WAS KANN UNS DIE INDISCHE KUNST BEDEUTEN?

VON HERMANN GOETZ

Jede Auseinandersetzung zwischen Kulturen hat nur dann einen Sinn, wenn sie neue Lebenswerte schafft, ein neues Weltbild eröffnet, Impulse zu neuem fruchtbaren Gestalten auslöst. Heute, wo Indien immer mehr in unsere politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme einbezogen wird, müssen wir endlich auch diese Frage an seine Kunst stellen. Denn hier ist unendlich viel Schutt alter Legenden hinwegzuräumen, von einem Wunderlande, in eine mystische Religiosität, Sinnlichkeit und Phantastik versponnen, Legenden, an welchen wohl etwas Wahres ist, die aber doch nur gewisse Seiten einer ungemein reichen und vielgestaltigen Kultur einseitig herausstreichen, vor allem auf Grund des Eindrucks der chaotischen Verfallszeit, welche der britischen Herrschaft voraus-